

Kapitel 1

Ryker

Ich bin einiges gewöhnt. Wirklich. Ich habe manches gesehen, vieles davon würde ich lieber wieder vergessen, aber bei den meisten Dingen geht das nicht so einfach. Aber ich glaube, ich bin nie zuvor an einem solchen Ort gewesen.

Trostlosigkeit, dein Name ist Thompson Flakes. Oder Falls? Das Ortseingangsschild ist eines von denen, an denen man vorbeifährt und sie gleich wieder vergisst.

Die Hauptstraße, wenn man sie so nennen mag, liegt verlassen unter der Glut des Sommers. Und wenn ich sage verlassen, dann meine ich verlassen. Das Ganze erinnert mich an alte Western-Schinken, wo der Wind diese Ballen von vertrocknetem Grünzeug über eine staubige Straße zwischen Blockhäusern weht und immer irgendwer Mundharmonika spielt. Man weiß genau, im nächsten Augenblick wird aus einem halb hochgeschobenen Fenster ein Schuss fallen, und jemand, der eben noch nicht da war, liegt mit der Nase im Dreck.

Genau so sieht es hier aus, nur in modern. Nicht so ekelhaft heiß wie die gottverlassenen Nester in Arizona oder New Mexico, wo mich keine zehn Pferde nochmal hinkriegen werden, aber an so einem Tag Mitte Juli kann offenbar auch in Montana die Hitze ordentlich hochgedreht werden. Und weil es hier diese vertrockneten Grünzeugkugeln nicht gibt, muss der Wind mit dem Staub vorliebnehmen.

Ein Lastzug mit drei überhoch mit Baumstämmen beladenen Anhängern wühlt sich neben mir die Straße hinab, wirbelt den Dreck auf und verschwindet um die nächste Biegung. Als die Staubwolke sich legt, betrachte ich die Fassaden auf der anderen Straßenseite. Ein Supermarkt, eine Tierklinik, vor einem Kosmetiksalon baumelt quietschend ein Geschlossen-Schild.

Ein Schuss, und einer, der eben noch nicht da war, liegt mit der Nase im Dreck. Ich war eben noch nicht da.

Und Hölle, wenn ich nicht bald wieder wegkomme, werde ich an Ort und Stelle an einer Depression verrecken. Dabei gehört dieses Kaff hier vermutlich zu jenen kleinen Orten im Wilden Westen, wo alle zusammenhalten wie Pech und Schwefel. Wo jeder jeden kennt. Wo die Welt noch in Ordnung ist, so ist, wie sie sein soll. Nur, solange niemand zu sehen ist, hat man das Gefühl, man hat das Ende der Welt gefunden. Scheinbar verkriechen sich alle vor der Hitze im Dunkeln und Kühlen, und lassen den unwillkommenen Fremden auf der Straße stehen und sich wundern. Ehrlich, da war in der Gebetsstunde im Knast von St. Louis mehr los, und die Gefangenen dort sind notorisch unreligiös.

Ich auch, aber die Frau Pastorin war noch keine Dreißig und hatte Beine, die bis zu den Ohren reichten. Na gut, nicht ganz, aber darauf kommt es nicht an. Einer wie ich nimmt, was er kriegen kann, und nach dem dreißigsten Durchblättern ist selbst das verdorbenste Hochglanzmagazin nur noch ein Comic.

Der Kerl, der mich von Sandpoint aus mitgenommen hat, tritt mit einem Karton Milch und einem Paket Steaks aus dem Supermarkt zurück auf die Straße und winkt mir zu, dann steigt er in seinen Pick-up. Die ganze Strecke haben wir uns angeschwiegen. Ein Jammer, dass er nicht wenigstens bis Missoula weiterfährt, denn Leute, die einen Anhalter nicht die ganze Zeit ausfragen, sind selten genug. In Missoula hätte ich bessere Chancen, weiterzukommen, runter nach Idaho Falls und

weiter nach Salt Lake City.

Zu Claire. Ob sie auf mich wartet?

Fuck! Die Staubwolke, die der Pick-up aufwirbelt, kann der des Holztransporters das Wasser reichen. Holztransporter habe ich in den letzten paar Monaten wirklich genug gesehen, oben in den Wäldern bei Vancouver, wo ich für eine Weile gutes Geld verdient habe. Gutes Geld für Claire. Ich blicke die Straße hinauf, hoffe auf irgendwas, und sei es ein beschissenes Fahrrad, das mich hier wegbringt, aber da kommt nichts.

Ein Blick in die andere Richtung offenbart mehr oder weniger genau dasselbe. Gähnende Leere und an ihrem rechten Rand eine zahnلückige Reihe Häuser, auf deren Werterhaltung niemand so genau schaut. Neben dem letzten der Häuser steht ein Schild und weist auf eine Bar hin, die wohl fünfhundert Yards die Straße runter steht. Big Eddy's, steht da, Bar und Casino, alle willkommen.

Alle bezieht mich schon lange nicht mehr ein.

Aber wo keiner mich kennt, gehe ich mit etwas Glück gerade noch als einer von allen durch. In Vancouver ging es drei Monate lang gut, ehe die Leute dort begriffen hatten, was für einen Loser sie sich in ihre Reihen geholt hatten. Ein guter Sommer. Das verdiente Geld wohlbehalten auf dem Weg zu Claire. Claire, deren Name ein ständiges Echo in der Leere hinter der Brust ist, wo eigentlich ein Herz klopfen sollte. Tut schweineweh, dieses Echo. Immer noch, jeden verdammten Tag. Ich habe keine Ahnung, wann ich das nächste Mal Arbeit kriegen werde, die auch nur die Butter auf dem Brot bezahlt, dem Brot von meinem Mädchen, meine ich. Ganz sicher verschwende ich deshalb von meinen Scheinen nichts für Tickets für den Überlandbus oder einen Inlandflug. Zur Not geh ich zu Fuß von Kanada nach Utah, und das Big Eddy's liegt auf meinem Weg.

Selbstverständlich ist die Bar, in der alle willkommen sind, geschlossen. Tatsächlich habe ich es geschafft, den einzigen Tag in der Woche zu erwischen, an dem die Bar nicht schon um die Mittagszeit öffnet. Könnte sein, dass dieser Umstand und die Leere in den Straßen etwas miteinander zu tun haben. Ich denke darüber nach, mich auf einen der Bordsteine zu setzen und die zwei Stunden abzuwarten, bis der Zapfhahn wieder sprudelt. In dieser Hitze unter dem wolkenlosen Himmel wäre ein Bier genau das Richtige. Andererseits: In zwei Stunden könnte ich schon weiß Gott wo sein, wenn ich einfach weitergehe. Seit über einem Jahr habe ich Claire nicht mehr gesehen, und ich komm ihr kein Stück näher, wenn ich hier auf mein Pint warte. Ein weiteres Straßenschild verkündet, dass es bis Plains achteinhalb Meilen sind.

Ich gehe weiter.

Lasse einen Gebrauchtwagenhändler hinter mir, eine Werkstatt mit heruntergelassenen Rolltoren und den Baumarkt. Der Holzhandel taucht in meinem Blickfeld auf, und der Geruch nach Harz, der plötzlich das trockene Aroma des Straßenstaubes verdrängt, erinnert mich an die vergangenen Monate. Scheiße, Mann. Es war ein verdammter Knochenjob, da oben in den kanadischen Wäldern. Aber es war auch ein beschissen guter Job, denn kein Mensch hat Fragen gestellt. Aber das ist vorbei. Irgendwann ist es immer vorbei, dann kommen die Fragen und das Erkennen. Dann sehen die guten Leute, was für einer ich wirklich bin, und für mich heißt es wieder goodbye. Diesmal hat es ein bisschen länger gedauert als üblich.

Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt und habe vergessen, wie viele Gelegenheitsjobs ich in meinem Leben hatte. Trotzdem waren es nicht mal halb so viele, wie ich Ablehnungen bekommen habe, wenn ich irgendwo um Arbeit fragte. Und wenn ich sage irgendwo, dann meine ich irgendwo. Sollte irgendwer auf die Idee kommen,

einmal blind mit dem Finger auf eine Karte von Amerika zu tippen, stehen die Chancen gut, dass ich in der nächstgelegenen Stadt schon einmal war. Einer wie ich kann nicht wählerisch sein.

Ich lasse den Holzhandel hinter mir. In einer sanften Straßenbiegung führt eine Brücke über einen schmalen Fluss, der dann rechts von mir in den Clarks Fork River hinein mündet. Thompson Falls liegt langgezogen in einem breiten Tal zwischen mächtigen Hügeln, Ausläufern der Rocky Mountains. Ich wette, wenn es nicht so heiß wäre, könnte das ein echt netter Flecken Erde sein. Ironisch, dass es mich kein bisschen wundert, dass sich dieses Nest ausgerechnet heute von seiner abweisendsten Seite zeigt. Kommt, los, versteckt euch alle in euren Häusern, Ryker Marshall ist in der Stadt.

Das erste Lebenszeichen in dieser beschissenen Stadt ist ein rostbrauner Kleinwagen am Straßenrand, der aus irgendeinem Feldweg geschossen gekommen sein muss. Ich kneife die Augen zusammen, aber sehe niemanden, der sich an der Motorhaube zu schaffen macht. Beim Näherkommen höre ich das Tuckern des Motors. Alles klingt ganz normal, nicht kaputt. Sieht aus, als habe das Schicksal doch ein Einsehen mit mir. Ich kenne solche Kisten. In den allermeisten Fällen fahren junge Frauen damit. Jackpot.

Ich streiche mir mit der Linken durch die etwas zu langen Haare, grabe die Finger der Rechten einmal durch den ebenfalls etwas zu langen Bart. Ich bereite mich darauf vor, all meinen Charme spielen zu lassen. Dort am Straßenrand steht mein Ticket weg aus Thompson Falls.

Verdammt will ich sein, wenn ich das versaue.

Neben der Fahrtür bleibe ich stehen und beuge mich hinunter, klopfe gegen das Glas. Hinter dem Steuer sitzt eine Frau, unschwer zu erkennen an dem dicken schokoladenfarbenen Pferdeschwanz. Zierliche Hände umkrallen das Lenkrad. Sie hat ein süßes Gesicht, fällt mir sofort auf, aber in diesem Augenblick ist es zu einer Fratze verzerrt. Mit zusammengekniffenen Lippen kurbelt sie mühselig die Scheibe herunter.

Stimmt was nicht?, sollte wohl die Frage sein, die ich stelle. Aber hey, ich will hier weg, und im Grunde geht es mich nichts an, ob etwas mit ihr nicht stimmt. Alles was mich interessiert, ist, ob sie mich ein Stück mitnehmen kann.

Also frage ich: „Hey, Miss, fahren Sie zufällig nach Missoula?“

Ihr Gesicht ist schmerzverzerrt, aber die Augen sind von einem so warmen Karamellton, dass ich unwillkürlich genauer hinsehen muss. Da ist Licht in ihren Augen, eine Güte, die nicht zu dem Schmerz in ihrer Miene und den Schweißperlen auf ihrer Stirn passt. Hinter meiner Brust regt sich etwas. Etwas Seltsames, wo eigentlich nur Leere sein sollte, in der Claires Name echot.

„Worauf Sie sich verlassen können“, stößt sie atemlos hervor.

Ihr Ton erwischt mich blind, die Bitterkeit und Atemlosigkeit darin. Ich schaue genauer hin, auf der Suche nach einer Erklärung.

Fuck! Verdammt will ich sein, wenn das Leben nicht wieder mal auf Ryker Marshall gewartet hat, um ihn in eine Lage zu bringen, auf die er nicht scharf ist.

Die junge Frau mit den Augen aus flüssigem Karamell ist hochschwanger. Mehr noch, sie krümmt sich in Wehen.

Vielen herzlichen Dank auch, Schicksal, du kannst mich mal!

Taylor

Ich habe immer an die große Liebe geglaubt. Mehr noch. Die große Liebe war für

mich real. Meine Großeltern, meine Eltern, zwei meiner drei Brüder, sie alle haben diesen einen ganz besonderen Menschen gefunden, dem man nur einmal in die Augen sehen muss und weiß: Das ist mein Schicksal.

In dieser Beziehung waren die Menschen in meiner Umgebung ein wirklich schlechtes Vorbild für mich. Ich habe ihnen nachgeeifert, habe auf das vertraut, was sie mir vorgelebt haben, und was habe ich nun davon? Einen Braten im Ofen und so viel Wut hinter der Brust, dass es für ganz Thompson Falls reichen würde.

Wieder wird mein Bauch hart. Die Kontraktionen haben angefangen, als ich noch bei Kane war und wir uns angeschrien haben wie zwei geisteskranke Kraniche. Ehrlich. Meine Eltern haben mir nicht nur eine total beschränkte Auffassung über Liebe und Schicksal mitgegeben, sondern auch Manieren. Aber dieser Mann, der, seit ich denken kann, der Hauptdarsteller all meiner Fantasien war, schafft es neuerdings, mich diese Manieren vergessen zu lassen.

Himmelherrgott, tut das weh!

Während der letzten paar Minuten hat sich das Zusammenziehen meines Unterleibs verändert. Der Schmerz sitzt jetzt mehr im Rücken, nicht mehr so sehr im Bauch. Dazu ist ein Druck nach unten gekommen. Ich umklammere das Lenkrad und konzentriere mich darauf, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Die ersten Wehen sind immer ein Fehlalarm, höre ich die Stimme meiner Mom im Hinterkopf. Mach dir keine Sorgen, das geht allen Erstgebärenden so. Ich wette, die ersten Male fahren wir ganz umsonst ins Krankenhaus nach Missoula.

Missoula ist gerade unendlich weit weg. Ich habe Thompson Falls noch nicht einmal zwei Meilen hinter mir gelassen. Aber ich habe keine Lust darauf, zu erklären, wo ich war, oder was ich alleine in der Stadt gemacht habe. Noch weniger Lust habe ich darauf, als unwissende Erstgebärende in einem Haus voller Über-Mütter einen Fehlalarm auszulösen. Also beiße ich die Zähne zusammen, das kann ich. Über-Mütter hin oder her, zum Zähnezusammenbeißen braucht man keinen Vater für das Kind.

Denn genau den habe ich nicht. Einen Vater für das Kind unter meinem Herzen. Ich hab eine große Liebe, der ich mich an den Hals geworfen habe, nachdem ich mich idiotische einundzwanzig Jahre lang für ihn aufgehoben habe. Glanzleistung, Taylor Monahan. Glanzleistung!

Als die nächste Schmerzwelle meinen Körper ergreift, bin ich mir sicher, Kane McAvoy zu hassen. Ihn und Mom und Dad und Gramps und Travis und Amy und Parker und Jessica und Leah und Adam. Ich hasse sie alle. Sie und ihre krankmachende Auffassung von Liebe, die sie immer wieder vor mir herumgewedelt haben. Ja, verdammt, ich war eifersüchtig und wollte haben, was sie haben. Und dabei bin ich meilenweit übers Ziel hinausgeschossen.

Taylor Monahan hat nie gelernt, geduldig zu sein, und jetzt trägt sie unter ihrem Herzen eine Zeitbombe, die ausgerechnet diese eine Eigenschaft von ihr übernommen hat. Hätte mein Baby sich wirklich nicht noch ein paar Stunden Zeit lassen können?

Nach zwei Meilen musste ich mir zähneknirschend eingestehen, dass an Weiterfahren nicht zu denken ist. Ich habe den Wagen an den Straßenrand gezogen, sitze so still ich kann und presse Luft in meine Lungen. Der Motor summt noch, das sanfte Vibrieren ein wenig tröstend.

Wo zum Teufel ist mein Handy? Hektisch suche ich auf dem Beifahrersitz. Meine Hände rutschen vom Leder meiner Tasche ab, so glitschig sind sie von Schweiß. Ahhh! Ein atemloses Keuchen kriecht mir aus dem Hals.

Das hier fühlt sich nicht an wie ein Fehlalarm. Das hier fühlt sich an, als säße in meinem Bauch ein Feuerteufel und würde mit einem glühenden Löffel genüsslich

meine Eingeweide verspeisen.

Endlich bekomme ich mein Handy zu fassen. Zähne zusammenbeißen hin oder her, ich brauche Hilfe. Keine Chance, dass ich in diesem Zustand allein bis nach Missoula komme. Himmel, selbst der Straßengraben wirkt unerreichbar fern.

Mit zitternden Fingern entsperre ich den Bildschirm. Die nächste Schmerzwelle rollt an, grollt durch meinen Leib. Nein!

Ich versuche zu atmen, versuche, mich frei zu machen und zu akzeptieren. Wenn das alles hier nicht so verflucht ätzend wäre, würde ich lachen. Wer hat diesen idiotischen Rat an Schwangere erfunden? Den Schmerz zu akzeptieren. Das muss ein Mann gewesen sein. Wäre spannend zu sehen, wie gut der noch akzeptieren kann, wenn jemand ihm die Eier abreißt und sie ihm verkehrt herum durch den Schwanz zurück in den Körper presst. Ich meine, nicht, dass ich mir wirklich vorstellen kann, wie sich das anfühlen würde, aber zumindest hört es sich in etwa so an, wie sich das anfühlt, was da an meinem Körper zerrt und rüttelt.

Die Wehe kommt und geht. Erst dann klärt sich mein Blick genug, um zu sehen, welche Hiobsbotschaft mir das Handydisplay verkündet.

Kein Empfang.

Die nächste Schmerzattacke rollt an. Drei Minuten, das stand in dem Schwangerenratgeber. Wenn die Wehen im Dreiminutentakt kommen, wird es ernst. Waren das wirklich schon drei Minuten, seit ich das letzte Mal zu Atem kommen konnte? Ich glaube nicht. Angefühlt hat es sich wie maximal drei Sekunden.

Der Schmerz kommt, bricht über mir zusammen, nimmt mir die Sicht, den Atem, jede Hoffnung. Ich hasse Thompson Falls. Der einzige beschissene Ort auf dieser Welt ohne vernünftiges Handynetz. Der einzige beschissene Ort auf dieser Welt, wo eine Einundzwanzigjährige idiotisch genug ist, sich in einem Atemzug von ihrer vermeintlich großen Liebe entjungfern, schwängern und verlassen zu lassen. Der einzige beschissene Ort, wo an einem stinknormalen Donnerstag zur Rush-Hour kein verfluchter Mensch auf einer der Hauptverkehrsadern entlangfährt, um mir zu helfen. Wo zum Geier ist der beschissene Sheriff, wenn man ihn mal braucht?

Nicht da.

Als ob mich das wundern sollte, schließlich ist genau das mein Problem, richtig? Einen kurzen Augenblick lang gönne ich mir die Vorstellung, wie ich ganz Thompson Falls mit Plakaten zukleistere, auf denen sein Gesicht zu sehen ist und in großen, fetten, roten Buchstaben die Worte Er war's!

Wofür hat man drei große Brüder, wenn nicht, um einen Ehrenmord zu begehen?

Als diesmal die Wehe nachlässt, pocht mein Herz so laut in der Brust, dass es mir in den Ohren dröhnt.

Wumm, wumm, wumm. Immer wieder. Wumm, wumm, wumm.

Erst mit Verspätung begreife ich, dass das gar nicht mein Herz ist, sondern irgendein Typ, der am Straßenrand neben meinem Toyota steht und auf die Fensterscheibe einschlägt.

Wumm, wumm, wumm.

Schwerfällig kurble ich das Fenster hinunter. Ja, in Thompson Falls gibt es nicht nur keinen Handyempfang, sondern auch noch Autos ohne elektrischen Fensterhebel. Willkommen im einundzwanzigsten Jahrhundert.

Wieder packt mich eine Schmerzwelle. Diesmal wirft sie mich gegen das Lenkrad.

Ich klammere mich an das abgeschabte Leder, als würde mein Leben davon abhängen. Die Enge im Wagen kommt mir in diesem Augenblick vor wie reinste Folter. Ich will weg hier. Weg vom Straßenrand, weg aus diesem Auto, weg aus meinem verdammten, verfluchten Leben, das mich in diese Lage gebracht hat, in die ich nie, nie, nie geraten wollte.

„Hey, Miss, fahren Sie zufällig nach Missoula?“ Die Stimme des Typs auf der anderen Seite der Tür reißt mich zurück ins Hier und Jetzt.

Er sieht aus wie eine Mischung aus Biker-Model und Hipster-Öko. Die Arme, die er ins Fenster lehnt, sind von oben bis unten tätowiert, die Haare zu einem zerzausten Man-Bun zusammengenommen, das Gesicht halb bedeckt von einem recht langen Bart.

Er bewegt seine Lippen ziemlich lange, aber Missoula ist das Einzige, was ich höre. Das Einzige, was mir jetzt noch Mut gibt. Weg. Weit weg von diesem zerrenden Schmerz. Vom Straßenrand. Von Thompson Falls.

„Worauf Sie sich verlassen können“, stoße ich atemlos hervor, aber dann kommt die nächste Wehe und ich weiß nicht einmal mehr wirklich, was ich gesagt habe.

Ich bring dich um, Kane McAvoy, denke ich noch, dann explodiert der Schmerz in mir, wird zu einem Reißen. Ein erster schriller Schrei flieht aus meiner Kehle, verendet zu einem Schluchzen. Plötzlich sitze ich in einer Pfütze, und für eine lange, lange Weile bleibt die Zeit einfach stehen.

Ryker

Großartig. Einfach großartig. Alles, was ich wollte, war ein schneller Weg aus diesem Loch hinaus. Und jetzt?

Nein, ich verstehe nichts von schwangeren Frauen, okay? Klar, ich bin fünfundzwanzig, und irgendwas finden sie an mir. Frauen, meine ich, nicht schwangere Frauen. Wenn ich will, könnte ich jede Nacht drei haben. Und noch zwei tagsüber. Ich habe keine Ahnung, was es ist, das sie anzieht. Es ist, als wären sie Bienen, und ich habe in einem Blütenmeer gebadet. Kurz: lächerlich. Immerhin habe ich ihnen noch weniger als nichts zu bieten.

Aber obwohl ich reichlich Erfahrung mit Frauen habe, habe ich um alles, was mit dem Thema Schwangerschaft oder Kinder zu tun hat, einen weiten Bogen gemacht. So teuer ist ein Paket Kondome nun echt nicht. Und überhaupt, selbst wenn ich mal einer ein Brot in den Ofen geschoben hätte, wäre ich längst über alle Berge gewesen, ehe sie es bemerkte. Aber das habe ich nicht. Punkt. Selbst einer wie ich kann Prinzipien haben.

Die Hände der jungen Frau hinterlassen feuchte Flecken auf dem billigen Plastik des Lenkrades, als sie sich durch etwas kämpft, von dem ich nur vermuten kann, dass es eine Wehe ist. Sie hechelt, ihr Kopf sackt nach vorne, presst gegen die Hupe. Ein langes, hohes Tröten erklingt. Nervtötend.

„Hey.“ Ich greife in ihren Nacken, versuche, sanft zu sein, und ziehe ihren Kopf zurück, damit der Lärm aufhört. Bin ich blöd? Lärm würde andere anlocken, und das wiederum würde bedeuten, dass ich mich hiermit nicht auseinandersetzen muss.

Genau das will ich doch, oder?

In ihrem Schoß liegt ihr Handy. Auch darauf sind Schweißflecken von ihren Händen. Ich greife an ihr vorbei, zwischen den Speichen des Lenkrades hindurch nach dem Zündschlüssel und drehe den Motor aus. Fast entgleitet mir das Telefon, als ich danach greife.

911. Notruf. Klar, das ist die Lösung. Ich gebe einen Notruf ab und ruckzuck bin ich raus aus der Nummer. Doch das blöde Ding reagiert nicht. Nutzlos liegt es in meiner Hand. Der Akku ist leer.

Prima.

Sie sieht mich an, das Gesicht verzerrt, dann beginnt sie zu hecheln, und mir geht verdammt nochmal die Muffe. Meine Gedanken hetzen davon. Ich könnte sie auf den

Beifahrersitz rüberschieben und mich selbst in diese Pfütze setzen, die, wie ich mal annehme, Fruchtwasser oder sowas sein muss. Ich hab schon fast die Hoffnung, dass das ein guter Plan sein könnte, da frisst sich ein weiterer gequälter Schrei durch die stickige Luft im Wagen und tritt dieser Hoffnung ordentlich in den Arsch. Im Leben nicht schaffe ich es mit ihr rechtzeitig nach Missoula.

„Hast du ein Telefon?“, quetscht sie heraus.

„Sim gesperrt. Rechnungen nicht bezahlt.“

„Idiot“, schnauft sie mich an, dann krümmt sie sich und heult auf.

Aber hey, Notrufe gehen immer, oder? Sagen sie jedenfalls. Ich fummele mein Handy aus der Hosentasche, der Balken mit der Akku-Anzeige ist gefährlich dünn und blinkt schon rot. Ganz abgesehen von dem Empfangsbalken, der nur noch eine haardünne rote Linie zeigt. Nie zuvor bin ich an einem so abgelegenen Ort gewesen. Ich wähle die 911.

Ein Mann antwortet.

Die Frau im Toyota hechelt und jammert.

„Was ist Ihr Problem?“, fragt der Kerl. Der Stimme nach zu urteilen, stelle ich ihn mir als Mittfünfziger vor. Eine gescheiterte Existenz, der nur irgendwie über die Runden kommt, indem er an einer Telefon-Hotline sitzt.

Und ausgerechnet dieser Kerl und ich sollen jetzt ein Baby auf die Welt bringen? Sicher nicht.

„Baby“, stoße ich hervor. Die Frau packt den Türöffner der Fahrertür und stemmt die Tür auf. Ich muss sie mit einem Arm auffangen, ehe sie sich ins Gras plumpsen lässt. Der Bauch hebt und senkt sich, sie hängt an meinem Arm. Scheiße, Mann, Scheiße

...

„Okay“, sagt der Mann. „Bleiben Sie ganz ruhig, sagen Sie mir Ihre Adresse ...“

Meine bescheuerte Adresse, selbst wenn ich eine hätte, tut hier nichts zur Sache, und ruhig kann er selber bleiben da in seinem Drehstuhl im klimatisierten Büro.

Die Frau rutscht aus dem Wagen ins Gras, und ich kann nicht umhin, ihren uneleganten Ausstieg mit dem Bild zu vergleichen, das ich immer von Geburten hatte. Irgendwie, weil ich ihr mit einer Hand helfe, lande auch ich auf den Knien im Gras, und dann liegt sie mit dem Rücken auf meinem Oberschenkel und windet sich. In gewisser Weise ist das Beben ihres mächtigen Bauches faszinierend. Ist das ein Junge oder ein Mädchen da drin?

„Sorgen Sie dafür, dass sie flach auf dem Rücken liegt.“ Hotline-Mann klingt, als würde er aus einem Tutorial mit dem Titel Wie kriege ich ein Kind? ablesen.

„Hören Sie, ich stehe neben einem Kleinwagen am Ortseingang von Thompson Falls aus Richtung Plains. Hier gibt es nichts, wo sie sich flach auf den Rücken legen kann, okay? Schicken Sie einfach einen Wagen hierher.“

Schweigen.

„Hallo?“

Schweigen.

Ich nehme das Telefon vom Ohr. Es ist tot.

Hurra.

Die Frau zieht die Nase hoch und sieht mich an, tief atmend und offensichtlich für den Moment krampffrei. Ich blicke auf den Wagen, fasse einen Entschluss und nicke.

„Okay. Okay.“ Ich ziehe mein Bein unter ihrem Rücken hervor und lasse sie sacht zurücksinken. „Wir kriegen das hin, okay? Alles wird gut, hab keine Angst. Ich lass mir etwas einfallen. Ich hab dich.“ Vor lauter Versicherungen wird mir ganz schwindelig. Ich hab nicht den blassesten Schimmer, wie ich diese Versprechen auch nur annähernd halten soll. Trotzdem rede ich einfach weiter. „Wir machen das jetzt so: Ich leg die Rücksitze um, dann kannst du dich da hinten in den Kofferraum

legen, okay? Und dann sehen wir weiter. Wir schaffen das.“

„Schicken die einen Wagen?“

„Telefon mausetot.“

„Das ist nicht dein Ernst, oder?“

Mit etwas Glück hat Hotline-Mann ja noch mitbekommen, als ich ihm sagte, wo wir sind, und schickt einen Krankenwagen hierher. Aber die Hoffnung ist dünn. Ich blicke die Straße hinunter, Adrenalin pumpt durch meine Adern und treibt meinen Puls in nie geahnte Höhen. Verdammt noch mal. Verdammt, verdammt, verdammt!. Immer noch sind sie und ich die einzigen Lebewesen weit und breit auf dieser beschissenen Straße. „Sag mal, kommt hier nie jemand vorbei, der uns helfen könnte?“

Ein bitteres Lachen erschüttert sie. „Gelegentlich, aber nie, wenn man jemanden braucht.“

Ich stehe auf. Besser, ich komme in die Gänge, ehe die nächste Wehe sie niederwirft. Die Rücksitze sind schnell nach vorn geklappt, hoch lebe das technische Genie japanischer Kleinwagendesigner. Nachdem ich sie auf die Füße gezogen und ihr in den Kofferraum geholfen habe, hängen zwar ihre Unterschenkel aus dem Wagen hinten raus, aber hey, ansonsten liegt sie flach. Ein Anfang. Ich stehe neben dem Wagen und kratze mir den Nacken. Und jetzt?

Ein einmotoriges Propellerflugzeug knattert über die Straße hinweg, aber weit und breit kein Fahrzeug.

„Lass mich nicht allein, okay?“ Ihre Stimme ist ganz leise jetzt, furchtsam.

Scheiße.

Denn genau das hatte ich doch vor. Jemanden anders an ihre Seite setzen und das Weite suchen. Oder das Weite suchen, ohne zuerst jemand anderes an meine Stelle zu setzen, und hoffen, jemand würde sie finden.

Ich habe nichts mit ihr zu schaffen. Wie bin ich überhaupt in diese Lage geraten?

„Scheiße“, schnauft sie plötzlich, dann lauter: „Scheiße!“ Und dann schreit sie richtig laut und klappt in der Mitte zusammen wie ein Taschenmesser.

Ich hab keine Ahnung, was ich tue, aber aus irgendeinem Grund hocke ich mich neben sie und lasse zu, dass sie nach meiner Hand greift. So heftig drückt sie zu, dass ich das Gefühl habe, sie wird mir alle Fingerknochen brechen.

„Der Kopf!“ Ihr fliegender Blick findet meine Augen. „Ich glaub, der Kopf ist gleich da!“

„Was?“ Schock dreht meinen Magen um. Ich hab das Gefühl, ich muss gleich kotzen, aber sie hält mich immer noch fest, und scheiße noch mal, ich bin der Einzige, der hier ist. Ich hab jetzt keine Zeit zu kotzen.

„Hey, Mann ... egal, keine Ahnung ... Auaaaa...“ Sie wirft sich auf die Seite, ich packe ihre Schultern und drehe sie zurück. Ihre Pupillen sind geweitet, angstvoll, ihre Lippen nur zwei weiße Striche, so sehr kämpft sie mit Angst und Schmerz.

„Wir kriegen jetzt dieses Baby“, bricht es aus ihr heraus. „Egal ob du willst oder nicht!“

Ich will nicht.

Aber sieht so aus, als hätte ich keine Wahl.

Sie presst die Schenkel in dem dünnen Sommerkleid zusammen, als wolle sie es aufhalten, obwohl sie besser weiß als ich, dass es hier keinen Weg zurück gibt. Sie schnauft.

„Der Kopf?“, frage ich gezwungen ruhig.

„Hhhnnn hm ...“, macht sie durch die Nase, die Lippen zusammengespreizt, heftig nickend.

„Okay.“ Wieder fasse ich einen Entschluss, den einzigen, der mir übrig bleibt. „Okay. Aber ehe ich dir jetzt zwischen die Beine gehe, wüsste ich gern wenigstens deinen Namen. Geht das? Ich heiße Ryker.“

Ihre Lider flattern. Sie hat lange, gebogene Wimpern, die Schatten auf ihre blassen Wangen werfen. „Taylor“, sagt sie.

Der letzte Mensch in meinem Bekanntenkreis, der Taylor hieß, war ein Kerl und hatte, nur zehn Minuten, nachdem ich seinen Namen erfahren habe, eine eingeschlagene Nase und drei gebrochene Rippen.

„Okay, Taylor, freut mich, dich kennenzulernen. Ist es okay, wenn ich dein Höschen ...“

Sie schnauft, ein halbes Lachen, das unter einer Wehe in Ächzen zerbricht. „Es ist mir egal! Nur hol das Ding da raus!“, fährt sie mich an.

„Das Ding? Dein Baby?“ Zieht man sowas raus? Kommt das nicht von alleine? Es hat doch den Weg bis hierher auch ohne Ziehen geschafft, oder? Nur mit Schieben? Kann sie nicht weiter schieben? Ich meine, ich sitz doch nur hier, oder?

Warum sitze ich hier?

„Hey, Taylor, du musst mir aber was versprechen, okay?“

Sie blickt mich an, die Stirn gerunzelt. Ich halte ihren Blick fest, um nicht woanders hinzugucken, während ich einen Finger unter den Saum ihres Slips hake und zu ziehen beginne. Okay, ist ja nicht die erste Frau, die ich ausziehe, okay? Alles kein Problem. Und es aus Gründen der Ersten Hilfe zu tun, macht es zu einem Akt der Nächstenliebe. Oder?

Weiches Haar streift meine Finger. Vermutlich ist es nicht so einfach, die Pussy zu rasieren, wenn man über den Bauch nicht drübergucken kann. Scheiße, Marshall, reiße dich zusammen und halte deine Gedanken im Zaum!

„Was denn?“, fragt sie. Ihr Gesicht ist schweißnass und ihre Züge verkrampft.

Ich hab schon fast vergessen, was ich zu ihr gesagt habe, so neben der Spur bin ich, aber dann fällt es mir doch wieder ein. „Wenn es ein Junge wird, nennst du ihn nach mir, ja?“

Wieder ein Lachen, das halb Schnaufen ist und halb Stöhnen. Sie sackt zurück, presst den Hinterkopf gegen den Untergrund, dann zieht sie die Knie hoch und schreit.

Ich kann nicht anders. Wie soll ich denn vermeiden, hinzugucken, wenn sie will, dass ich ihr hier helfe? Ich gucke, und mein Herz macht einen Sinkflug Richtung Hintern. Ein Kopf, der für diese kleine Öffnung viel zu riesig ist, versucht, sich nach draußen zu pressen, blonde Haare, Schleim und Glibber. Blut. Offensichtlich gerät klein Toyota nach seinem Daddy, denn seine Mutter hat eine herrliche schokoladenbraune Mähne.

Der Kopf rutscht noch einmal zurück, und Taylor schnauft und zittert.

„Das ist nicht fair ...“, stößt sie hervor.

„Ein Baby am Straßenrand zu kriegen? Schätzungsweise nicht.“

„Idiot! Ein Baby Ryker nennen zu sollen. Ich hoffe, es wird ein Mädchen.“

Ich kann nicht anders, ich muss lachen. Sie lässt diesen Spruch fallen, und irgendwie wird alles leichter. Irgendwie geben die Worte mir das Gefühl, dass sie und ich das schaffen können. Ich hab keine Ahnung, wie es gehen soll, aber hey, haben nicht Menschen seit einer Million Jahren Babys gekriegt? Ganz ohne steriles Wasser und abgekochte Handtücher?

„Okay“, sage ich und knie mich zwischen ihre Beine. Denn was immer da rauskommen will, wird kommen, und eine Chance hat es vermutlich nur, wenn ich es auffange, oder? Ziehen kann sie nicht von mir verlangen, aber wie es aussieht, findet Toyota den Weg ohnehin alleine.

„Ich hab ja keine Ahnung, aber ich denke mal, wenn du bei der nächsten Wehe presst, hat sie es einfacher, oder?“

„Sie?“

„Das Mädchen, das nicht Ryker heißen soll.“

„Pressen?“ Sie sieht mich an, als habe ich den Verstand verloren.

„Also ziehen werde ich nicht“, erkläre ich ihr.

„Feigling.“

Okay, zugegeben, ich bin schon verdammt oft in meinem Leben ein Feigling gewesen. Aber jetzt und hier, heute, in diesem Moment, bin ich alles, aber nicht feige. Und als ich den Blick hebe, um Taylor in die Augen zu sehen, erkenne ich, dass sie genau dasselbe denkt.

Mein Herz schwillt.

Ich bin ein verdammter Held.

Einmal in meinem Leben bin ich ein verdammter Held.

Sie presst die Augen zu schmalen Schlitzern, dann wirft die nächste Wehe sie zurück, sie hebt die weit gespreizten Beine, hält sich mit den Händen an ihren eigenen Knien, presst, presst. Der Kopf rutscht heraus, und dieses Mal nicht wieder zurück. Nein, ein purpurrotes Köpfchen liegt in meinen Händen, während der Rest von dem kleinen Körper immer noch in der Wärme seiner Mutter verharrt.

„Weiter!“, feuere ich Taylor an. „Und Taylor, nur noch ein Tipp: Du solltest hoffen, dass das Ryker ist, was da rauskommt, weil für ein Mädchen ist das Ding viel zu hässlich!“

„Idiot!“, schreit sie, presst, drückt. Eine zarte Schulter windet sich heraus. Mit den Fingerspitzen wische ich Schleim vom Gesicht des Babys, das nicht atmet, das sich nicht rührt, das leicht und nass und heiß auf meine Hand gleitet. Stück für Stück folgt die zweite Schulter.

„Fuck!“

Ich hoffe mal, dass diese tiefe Männerstimme nicht zu Taylor gehört, und wende mich um. Ein Pick-up parkt direkt hinter dem Toyota. Zwei Kerle in Jeans und Cowboystiefeln sind ausgestiegen und kommen neugierig näher. Im nächsten Augenblick sehen sie aus, als wollten sie die Flucht ergreifen.

Yeah Buddies, ich weiß, wie sich das anfühlt.

„Taylor?“, fragt der eine dann doch, sehr vorsichtig, tritt halb um mich herum und bemüht sich, Taylor nur ins Gesicht zu sehen. Wenn der jetzt fragt, ob alles in Ordnung ist, werde ich mich an Ort und Stelle totlachen. Ich hocke zwischen den Beinen einer Frau, von der ich nur den Namen kenne, und halte ihr halbes Baby in den Händen.

Manchmal ist die Welt echt seltsam.

Taylor schluchzt und schnauft und presst und scheint keine Augen für ihre Umgebung zu haben.

„Kennst du sie?“, frage ich, ohne den Blick von dem Baby abzuwenden. Sollte es nicht irgendwann mal schreien? Oder wenigstens atmen? Passiert das nicht gleichzeitig?

„Das ist Monahans Tochter“, sagt er, und dann: „Scheiße, Mann, was ist passiert?“

„Sie kriegt ein Baby.“ Wer dumme Fragen stellt, bekommt dumme Antworten.

„Kannst du jemanden anrufen? Unsere Handys sind leer.“

„Klar Mann, sofort, ähm, ich alarmiere den Notruf und ...“

In diesem Moment stößt Taylor einen herzerweichenden Schrei aus, und in einem nassen Gleiten rutscht das kleine Baby ganz in meine Hände.

Es bewegt sich.

Eine Hand streckt sich nach mir.

Es holt tief Luft und beginnt zu schreien.

Ich hab noch nie so etwas Schönes gehört.

Bevor ich nur einen einzigen Ton herausbringe, muss ich schlucken, aber der

Knoten, der plötzlich in meiner Kehle sitzt, lässt sich nicht wegräuspern. „Schätzungsweise ist es für den Notruf einen Tick zu spät“, sage ich zu dem Kerl, und dann zu Taylor: „Sieht aus, als würdest du drum herumkommen, dein Baby Ryker zu nennen. Dafür bist du mit dem hässlichsten kleinen Mädchen gesegnet, das ich je gesehen habe.“

Vorsichtig stehe ich auf, und während ich das mit Blut und Schleim verschmierte Wesen an Taylors Brust lege, sage ich zu dem Kerl: „Ist ihre Familie in der Nähe? Die sind vielleicht schneller hier als ein Krankenwagen aus Missoula oder so.“

„Ja ... äh ... klar ... äh ... ich ...“

Eine Autotür klappt. „Ruf Adam an“, meint der andere, der irgendwie besser beisammen zu sein scheint. „Der ist am schnellsten hier.“ Er hat eine Decke aus dem Pick-up geholt und breitet sie jetzt über Taylor und das Baby.

„Adam ist ein Tierarzt!“, entfährt es dem anderen voller Entsetzen.

„Ein Arzt ist so gut wie jeder andere.“ Er zieht sein eigenes Telefon. „Ich ruf Garth an.“ Er lächelt auf Taylor hinunter, dann schlägt er mir kraftvoll auf die Schulter.

„Saubere Arbeit, wer auch immer du bist.“

Das willst du nicht wissen, denke ich bei mir. Das willst du ganz sicher nicht wissen, und hey, hast du eine Ahnung, wie ich schnell von hier wegkomme? Aber ich sage das nicht, denn ich blicke auf Taylor und das kleine Mädchen hinunter und wünsche mir in diesem Moment nichts sehnlicher, als in dieser Gegend bleiben zu können. Wenigstens bis Toyota in den Kindergarten kommt. Oder auf die Highschool wechselt. Oder vielleicht bis sie heiratet und selber Mami wird, und bis sie die Hochzeit ihrer jüngsten Tochter plant.

Kapitel 2

Taylor

Ich bin so müde wie noch nie zuvor im Leben. Gleichzeitig bin ich vollkommen wach. Immer wieder irrt mein Blick zu dem kleinen Bündel Leben neben mir. Meine winzige Tochter liegt im Babybalkon, der an das Bett in der Wöchnerinnenstation im Krankenhaus von Missoula angebracht ist, und schläft. Kein Mensch kann der Müdigkeit nachgeben, wenn er ein solches Wunder neben sich hat und die ganze Zeit betrachten muss.

Bailey Rose Monahan. Geboren am vierzehnten Juli um vierzehn Uhr vierzehn. Vom Scheitel bis zu den Fußsohlen misst sie stolze einundfünfzig Zentimeter. Sie wiegt dreitausendachtundneunzig Gramm und hat einen Kopfumfang von vierunddreißig Zentimetern. Die Ärzte sagen, damit ist Bailey ein absolutes Vorzeigebaby, aber wenn es nach mir ginge, hätten es ein paar Zentimeter weniger Kopfumfang auch getan.

Es stimmt nicht, was sie sagen, dass der Schmerz vergessen ist, kaum, dass das Baby seiner Mutter an die Brust gelegt wird. Ich fühl ihn sehr wohl noch, den Schmerz zwischen meinen Beinen, wo Klein-Bailey sich einen Weg ins Leben gebahnt hat. Aber er ist nicht wichtig. Nichts ist mehr wichtig, da ist nur noch dieses Kind, das ich neun Monate lang unter meinem Herzen getragen habe. Neun Monate lang, und dann hatte es Miss Bailey Rose plötzlich viel zu eilig.

Ganz sacht streiche ich über den hellen Flaum auf dem Kopf meiner Tochter. Noch nie in meinem Leben hat sich etwas so richtig angefühlt wie dieses kleine Wunder, das ich in mein Leben gelassen habe.

„Du und ich“; flüstere ich ihr auf die duftende Babyhaut. „Du hast eine Grandma und einen Grandpa und Emmett und viele Onkel und Tanten. Aber vor allem hast du mich. Und wenn die Zeit kommt, dann werde ich dir auch einen Daddy finden, einen, der dich verdient hat. Nicht dieses Scheusal, das dich gezeugt hat und jetzt nichts von dir wissen will. Einen richtigen Daddy. Das verspreche ich dir. Einen, der dich haben will und mich. Einen, der unsere Familie sein will. Aber bis dahin hast du mich. Egal, was kommen wird, Mamma ist immer für dich da. Mamma passt immer auf dich auf.“

Bailey kräuselt ihre winzige Nase und lächelt im Schlaf. Sie ist so ein gutes Mädchen. Schläft und schläft nach der ganzen Aufregung, die ihre Geburt war.

Ein Klopfen an der Zimmertür lässt mich aufschrecken. Noch ehe ich antworten kann, wird die Tür ein wenig geöffnet, und Travis steckt seinen blonden Haarschopf zur Tür herein.

„Darf ich reinkommen?“, fragt er, halb flüsternd.

Müde lächle ich. „Klar, komm rein.“ Travis war immer mein Lieblingsbruder. Mit River habe ich Blödsinn angestellt. Parker ist fast zehn Jahre älter als ich, er war mir immer mehr Onkel als Bruder. Aber Travis und ich, wir stehen uns nah. Wirklich nah. Ich war die Einzige, zu der er Kontakt gehalten hat während seiner Zeit als Profi-Bullenreiter, und er ist der Einzige, der zu akzeptieren scheint, dass ich nicht sagen will, wer Baileys Vater ist. Von dem Moment an, da ich meinen Zustand vor all den Über-Müttern im Haus nicht mehr geheim-halten konnte, gab es Gezeter um den Verursacher dieser Situation. Bailey war eine Situation. Und ich denke nicht, dass sich am Gezeter viel ändern wird, nur weil die Situation jetzt ein kleiner Mensch ist, der atmet und Hunger hat.

Ich weiß nicht einmal, warum ich Kane immer noch schütze. Verdient hat er es weiß Gott nicht, nach all den verletzenden Worten, die zwischen uns gefallen sind. Aber eines weiß ich sicher. Bailey Rose Monahan ist zu kostbar, um von irgendjemand als unliebsame Pflicht gesehen zu werden. Wenn Kane sich zu uns bekennt, dann aus freien Stücken und nicht, weil eine ganze Stadt ihm dafür auf den Deckel steigt, mich geschwängert und dann sitzengelassen zu haben. Doch Kane will nichts von mir oder unserer Tochter wissen. Das hat er sehr deutlich gemacht, als ich heute bei ihm war. Also werde ich weiter schweigen. Bailey braucht keinen Vater, der sie nicht will. Und ich brauche keinen Kerl in meinem Leben, der nur deshalb zu mir steht, weil es von ihm erwartet wird.

Bailey hat mich, und ich habe sie, und früher oder später wird sogar meine erzkonservative Familie lernen müssen, das zu akzeptieren.

Travis' Lächeln ist das eines zu groß geratenen Schuljungen, als er das Zimmer betritt und sein Blick auf das Baby fällt. „Da hatte sie den Auftritt des Jahrhunderts, und jetzt schläft sie wie eine Prinzessin. Die Docs sagen, alles ist in Ordnung mit euch?“

„Uns geht es gut.“ Morgen werden die Zeitungen voll sein mit der Geschichte von Baileys Geburt. Kaum war sie auf der Welt, war plötzlich die halbe Stadt bei uns. Als wäre irgendwo ein Schlupfloch aufgegangen, in dem sie sich zuvor alle versteckt hatten. Adam, der Krankenwagen aus Missoula, Sanitäter, der Dorfarzt von Thompson Falls. Um meinen Wagen herum hat es gewuselt wie in einem Wespennest, aber die Einzige, für die ich Augen hatte, war meine Tochter. Wie sie auf meiner Brust lag und atmete. Das Köpfchen verformt von der Enge, durch die es sich hatte kämpfen müssen, der Mund so riesig groß in dem winzigen Gesicht. Ein

kleines Näschen, Schlieren von Blut, zwei Händchen. Fünf winzig kleine Finger, die sich um den kleinen Finger von Ryker klammerten und um nichts in der Welt loslassen wollten.

Ryker.

Der Name echot durch meinen Kopf. Meergrüne Augen. Ein verwaschenes schwarzes Muscle-Shirt. Feuerrote Strähnen, die sich aus dem Man-Bun lösten und ihm wirr und ein wenig zu lang in die Stirn hingen. Kein Ritter in glänzender Rüstung, sondern ein Held mit dunkelrotem Bart, bunten Tattoos und einer Härte, die mir die Kraft gegeben hat, durchzustehen, was sich keine Frau wünscht. Ihr erstes Baby am Straßenrand auf die Welt zu bringen, unvorbereitet und allein.

Ich erinnere mich an den Anblick von Baileys winziger Faust um Rykers Finger und frage mich, wo er hin ist, unser Held im dreckigen Muscle-Shirt. Ich hatte nicht einmal Gelegenheit, mich bei ihm zu bedanken.

„Wo ist Ryker?“

„Wer?“ Travis zieht sich einen Stuhl an mein Bett und streckt die Arme nach dem schlafenden Baby aus. Ich werde mich nie daran satt sehen können, wie mein Bruder in Gegenwart von Kindern vom riesigen Cowboy zum zarten Lämmchen wird. Ich habe es schon bei Noahs Geburt beobachtet, seinem kleinen Sohn, und bei Bailey ist es nicht anders.

Plötzlich wühlt ein Hauch Sehnsucht in meinem Bauch. Mutter, Vater, Kind. Travis hat genau das, wovon ich geträumt habe. Kleinmädchenträume, die an einer harschen Wirklichkeit zerschellt sind. Nicht jeder Traum wird wahr, und nicht jeder Mann, der nach außen nett und hilfsbereit wirkt, ist auch wirklich ein guter Mann. Nicht mal ein Cop, dem eine ganze Stadt vertraut.

Eigentlich hätte Kane es nicht besser verdient, als dass ich in die Welt hinausschreie, was er in Wahrheit für einer ist. Aber nein. Ich will ihn nicht, wenn er mich und Bailey nicht will. So einfach ist das.

„Ryker“, wiederhole ich diesen Namen, den ich vor dem heutigen Tag noch nie gehört habe. „Mein Geburtshelfer. Er war erstaunlich. Ohne ihn ...“ Ich lasse den Satz in der Luft verklingen. Ich will mir nicht vorstellen, was ich ohne Ryker gemacht hätte.

„Ach, der Typ, der schon bei dir war, als Jack und Connor dazu gekommen sind?“ Travis hebt die Schultern. Bailey verzieht das Gesicht, ihre Augenlider flattern, und mir ist klar, dass es gleich mit der Ruhe vorbei sein wird.

„Keine Ahnung. Der war plötzlich weg. Komischer Kauz. Hätte ihm gern einen ausgegeben dafür, dass er dir geholfen hat.“

Der war plötzlich weg. Die Worte hallen in meinem Kopf nach, noch während Bailey ganz aufwacht und der Welt mit kräftiger Stimme zu verstehen gibt, dass sie nun Teil von ihr ist. Er war plötzlich weg. So plötzlich, wie er aufgetaucht war. Als wäre er vom Himmel gefallen. Ein Schutzengel mit Bart und Tattoos und verwaschenem Muscle-Shirt.

Das sind die Hormone, sage ich mir, als ich Bailey aus dem Balkon nehme, um sie mir an die Brust zu legen. Aber verdammt will ich sein, wenn das, was hinter meinen Augen brennt, nicht Tränen sind. Ich werde am Standesamt fragen, ob Bailey noch einen dritten Vornamen bekommen kann. Ryker, finde ich, ist der perfekte dritte Vorname für ein wunderbares kleines Mädchen.

Ryker

Der Stuhl unter mir knirscht, als ich mich zurücklehne. Ich frage mich, wie viele

Hintern vor mir auf diesem Stuhl gesessen haben mögen. Dem Design nach ist das Teil, wie auch der Tisch zwischen mir und Reverend Blackpool, mindestens fünfzig Jahre alt. Erinnert mich beides an die Jahre in der Grundschule in Austin, Texas. Da sah das Mobiliar genauso aus.

Der Reverend lässt mich nicht aus den Augen, ohne etwas zu sagen. Er wartet darauf, dass ich zuerst spreche. Ich kenne die Mätzchen von diesen Leuten zur Genüge. Ich hab genug Zeit hinter Gittern verbracht. Das Gespräch mit dem geistlichen Hirten der jeweiligen Einrichtungen kurz vor der Entlassung gehört einfach dazu. Schließlich will man verhindern, dass verkrachte Existenzen wie ich rückfällig werden. Warum man in höheren Kreisen meint, seelsorgerische Betreuung macht einen Unterschied, werde ich nie begreifen.

Zuerst reden werde ich auch nicht. Punkt. Wenn er was will, soll er es sagen. Es gibt nichts, das ich mit ihm zu bereden hätte. Meinetwegen können wir hier eine Stunde lang sitzen. Ob wir uns dabei anschweigen oder den Putz von den Wänden faseln, macht keinen Unterschied. Jedenfalls nicht für mich.

„Wir könnten damit anfangen, dass Sie mir sagen, warum Sie es getan haben, Ryker“, sagt er. Seine Stimme und der Dialekt erinnern mich daran, wie diese beiden Kerle gesprochen haben, die schließlich Hilfe gerufen haben, dort am Straßenrand vor acht Wochen. Ich denke an den Tierarzt, der als erstes ankam. Die Erinnerung bringt mich unfreiwillig zum Grinsen. Ich fand es zuerst echt befremdlich, dass sie statt eines richtigen Arztes einen Tierarzt dazu geholt haben. Baby Toyota sah zwar aus wie eine zerkratschte Feldmaus, aber einen Veterinär fand ich dann doch irgendwie unpassend. Aber es stellte sich heraus, dass er und Taylor einander kannten. Mit viel Expertise übernahm der Mann das Zepter in der Situation, und wir alle konnten ein bisschen runterkommen.

Der hatte nicht den Akzent eines Montana-Cowboys. Der klang so breit und südstaatlich, wie es nur ging. Trotzdem lebte er dort, mitten in der Einöde am Rande der Rocky Mountains.

Keine Ahnung, warum mich das in dem Moment so beeindruckt hat. Ich hätte ihm gern Fragen gestellt, aber er war natürlich anderweitig beschäftigt, mit Nabelschnurabbinden und Blutdruckmessen und anderen Notwendigkeiten, und dann kamen immer mehr Leute hinzu.

Immer mehr Leute.

Alle wie eine große Familie.

Und ich stand daneben, der Außenseiter, der ich immer war, doch nie so sehr wie dort. Die Welt kann mich mal, ich bin es gewohnt, nicht dazuzugehören, aber seltsamerweise hat es dort wehgetan.

Als hätte ich auf ein Zeichen von ihr gewartet. Von Taylor. Dass sie mich heranwinkt, mir das Baby zeigt, mir irgendwas sagt.

Aber was denn, bitteschön? Dass ich bleiben soll? Wie verrückt ist das denn? Ich kenne sie nicht, und sie kann nur froh sein, dass sie mich nicht kennt. Wäre das anders, hätte sie ihr Baby vermutlich lieber ganz ohne Hilfe zur Welt gebracht, als ausgerechnet mich dabei zu haben. Mich, den Scheißkerl, der nur zweiundsiebzig Stunden nach unserer Begegnung wieder Handschellen an den Knöcheln spürte und dem seine Rechte vorgelesen wurden, während ein bulliger Uniformierter ihn in den Polizeiwagen drängte. Sie haben das Recht auf einen Anwalt. Wie schön für mich. Außerdem könnte ich sowieso nicht bleiben. Ich muss zu Claire. Wenn sie mich nicht bald einmal wieder sieht, wird sie sich nicht mehr an mich erinnern. Mir ist nicht vieles wichtig im Leben. Zu wissen, dass es ihr gut geht, gehört dazu.

„Ryker? Sind Sie noch bei mir?“

Ich könnte längst in Utah sein, Claires Hände mit meinen umschließen und das

Lächeln ihrer Lippen wie Sonne auf mein Gesicht scheinen lassen. Claire lächelt mit Lippen und Augen und mit dem Herzen. Sie ist das verdammt einzige Gute in meinem Leben, und ich habe sie mit meiner Dunkelheit zerstört. Doch statt zu tun, was ich tun sollte, nämlich so direkt wie möglich nach Salt Lake City zu fahren, habe ich mich in Missoula herumgetrieben und bin von dort in die falsche Richtung abgelenkt. Nach Helena, ins Lewis & Clark Gefängnis. Jepp, das bin ich. Ein Versager auf ganzer Linie. Großartige Leistung, Ryker Marshall, du bist so ein Vollhorst. Mein Bart, den sie mir bei meiner Einweisung in den Knast gestutzt haben, ist inzwischen nachgewachsen. In acht Wochen ist eine Menge möglich, und in Salt Lake City wartet Claire immer noch. Ich habe ihr versprochen, dass ich komme. Vielleicht wartet sie wirklich auf mich, und ich hab sie mal wieder enttäuscht. Oder sie weiß es nicht mehr. Bei Claire kann man nie sicher sein, woran man ist.

„Bringen wir es einfach hinter uns, Reverend, okay? Sie sagen mir, was ich sagen soll, und ich sage es.“

Ein Lächeln umspielt die Mundwinkel des Reverend. „Dann könnte ich verlangen, dass Sie sagen, Sie tun sowas nie wieder. Aber das würde nichts nützen, oder?“

„Vermutlich nicht.“ Es ist ja nicht so, dass ich das alles hier freiwillig mache. Aber es gibt einfach Dinge, bei denen ich nicht kalt bleiben kann. Sie sagen, Rothaarige hätten Feuer. Ehrlich, ein scheiß dickes Fell wäre mir oft genug lieber.

„Sie haben einen Bewährungshelfer so zusammengeschlagen, dass er vier Tage stationär behandelt werden musste.“

„Erstens hatte er eine aufgeplatzte Wange, und ein Pflaster hätte es auch getan, und zweitens handelte es sich nicht um meinen Bewährungshelfer.“

„Das erste sieht der medizinische Gutachter anders ...“

„... was in der Natur der Sache liegt“, unterbreche ich den Reverend murrend.

„Schließlich arbeitet der Gutachter für die Staatsanwaltschaft, nicht für mich.“

„Und das zweite ist irrelevant.“

„Nicht wirklich. Woher hätte ich denn wissen sollen, dass der Kerl ein Bewährungshelfer ist? Der trug ja kein Schild um den Hals. Aber ich nehme nicht an, dass Sie hier sind, um den Fall nochmal aufzurollen, oder?“

„Ich will Ihnen nur begreiflich machen, dass Sie, wenn Sie die Regeln ignorieren, nach denen unsere Gesellschaft funktioniert, im Gefängnis landen. So einfach ist das.“

Ich muss lachen. Ich kann nicht anders. „Reverend, ernsthaft jetzt? Ich habe in meinem Leben mehr Zeit hinter Gittern verbracht als Sie. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass ich jedes Mal wusste, warum. Was die funktionierende Gesellschaft angeht ... fangen wir damit lieber erst gar nicht an.“ Außer in Thompson Falls, füge ich in Gedanken hinzu. In Thompson Falls habe ich eine funktionierende Gesellschaft erlebt, wenn auch nur fünf Minuten lang, bis ich es nicht länger ertragen habe und weggegangen bin.

Nur weit gekommen bin ich nicht.

Wie sie Baby Toyota wohl genannt hat?

„Gefällt es Ihnen, hinter Gittern zu sein?“, will er wissen.

Was für eine beschissene Frage. Ich halte es nicht für notwendig, darauf zu antworten. Ich muss es auch nicht, denn der Reverend schlägt eine Mappe auf, die er mit hereingebracht hat.

Jetzt kommt das Spannende. In diesen Einrichtungen sind es selten die Anwälte, die einem die Auflagen für den Flug in die Freiheit mitgeben. Meistens haben solche Kerle wie ich sowieso nur Strafverteidiger, und diese Jungs verschwinden so schnell wieder im Nichts, wie sie daraus hervorgezaubert wurden. Hätte unsereins einen richtigen Anwalt, wäre man ja nicht hier drin, oder?

Blackpool ist der Seelsorger, und sein Bestreben liegt darin, dass ich einhalte, was man mir auferlegt. Ich bin zu zwölf Monaten verurteilt worden, wegen einer Tötlichkeit gegen einen Zivilbeamten. Dass der Typ, der in der kleinen Bar am Stadtrand von Helena die junge Frau auf eine Weise bedrängt hat, die sie offenbar nicht wollte, ein Ex-Knacki war, hat mich nicht überrascht. Aber dass sein bester Kumpel, der dazwischenging und den Grapscher verteidigt hat, dessen Bewährungshelfer war ... woher hätte ich das wissen sollen? Und nur weil der Typ in irgendeinem Schrank eine Uniform rumhängen hat, die er sowieso nie anzieht, wurde meine Strafe für Tötlichkeit gleich mal verdoppelt. Trotzdem lässt man mich nach acht Wochen auf Bewährung raus. Der Laden hier ist ziemlich überfüllt.

„Der Staat Montana erwartet von Ihnen, dass Sie sich in den kommenden zehn Monaten einmal im Monat auf dem Revier in Helena melden. Es wird erwartet, dass Sie im Staat bleiben, und dass Sie nachweisen können, dass Sie einer regelmäßigen Arbeit nachgehen und eine feste Adresse haben. Es wird er...“

Ich kann mich gerade so davon abhalten, über den Tisch zu hechten, den guten Reverend am Kragen zu packen und zu mir heranzuziehen. Mein Blut kocht. Die haben ja alle keine Ahnung! Ich zwingen mich dazu, still zu sitzen, auch wenn ich innerlich zu zerspringen drohe.

„Das ist lustig, Reverend, hat der Staat Montana auch einen Job für mich?“

„Sie sind jung, fünfundzwanzig, lese ich in Ihrer Akte, sie haben keine physischen Einschränkungen, und soweit ich das beurteilen kann, sind Sie auch nicht auf den Kopf gefallen. Es gibt Arbeit für den, der arbeiten will.“

Okay, damit wäre auch geklärt, dass der gute Reverend keine Ahnung hat, mit wem er spricht. Nicht auf den Kopf gefallen? Dass ich nicht lache. Das hat mir wirklich noch niemand unterstellt. „Haben Sie diese beschissene Akte auch ganz gelesen?“, frage ich ihn, ein Zischen, denn ich stehe kurz vor einem Vulkanausbruch. Es ist immer dasselbe. Wohlmeinende Sozialhelfer, die davon säuseln, dass ich mich wohler fühlen würde, wenn ich einer geregelten Arbeit nachginge. Und auf der anderen Seite die Firmenbosse, die einen Blick in meine Akte werfen und „nein, danke“, sagen. Anschließend sitze ich auf der Straße. Der Kreislauf meines Lebens. Er räuspert sich. „Ich will mir in dieser Sache kein Urteil erlauben. Wie aus Ihrer Akte hervorgeht, haben Sie die Strafen für all Ihre Verfehlungen abgesessen. Nun liegt es an Ihnen, das Beste aus Ihrem Leben ...“

Wieder unterbreche ich ihn, dieses Mal mit einer Handbewegung. „Das mag sein, dass Sie sich kein Urteil erlauben wollen. Aber glauben Sie mir, verdammt nochmal jeder Personalleiter in verdammt noch mal jeder Firma hat kein Problem damit, zu urteilen. Haben Sie schon mal versucht, mit dieser Akte und meiner witzigen Schreib- und Lesestörung einen Job zu finden?“ Was glaubt der denn, warum ich bin, wie ich bin? Als ob ich es witzig finden würde, jedes Mal wieder gegen Mauern zu rennen, wenn ich versuche, auf den richtigen Weg zu finden. Das Problem ist nur, jedes Mal, wenn ich es versuche, verkacke ich noch mehr. Egal, was ich mache, am Ende kommt irgendein Scheiß raus, und mit jedem Mal werden die Mauern um mich herum höher. Die Sache mit dem Idioten von Bewährungshelfer ist das beste Beispiel. Ich wollte dem Mädels helfen, verdammt noch mal! So, wie die vor der Faust von ihrem Arschloch-Freund zurückgeschreckt ist, hat sie nicht das erste Mal Prügel bezogen, und verdammt will ich sein, wenn ich einfach zugucken könnte, wie das vor meinen Augen passiert. Wer konnte denn ahnen, dass der zweite Typ ein Bewährungshelfer ist und angeblich alles im Griff gehabt hat, bis ich aufgetaucht bin. Ich wollte etwas gutmachen, und versaue es für alle Beteiligten. Das ist genau das, was ich kann. Seelsorger im Knast können hübsche Worte schwingen, aber eine Ahnung vom Leben da draußen haben sie noch lange nicht, scheißegal, mit wie vielen Versagern

sie schon gesprochen haben.

Blackpool hat den Anstand, ein wenig verlegen zu sein, als er begreift, worum es mir geht. Ich finde auch diesmal wieder keine Arbeit, das weiß ich jetzt schon. Und das bedeutet, dass ich gegen die Bewährungsauflagen verstoßen werde. Denn wer keine Arbeit findet, findet nicht mal eine Bruchbude als feste Adresse. Dann kann ich auch gleich hierbleiben und mir die Suche ersparen.

Ich bin drauf und dran, ihm genau das zu sagen, aber dann denke ich an Taylor und an Baby Toyota, und plötzlich habe ich einen Wunsch. Es ist ein kleiner Wunsch, und vielleicht für einen wie mich auch ganz schön lächerlich. Mich jedenfalls überrascht er, aber ich kann dennoch nichts dagegen tun, dass diese Sehnsucht in mir aufblüht. Wie eine Wasserrose in einem ekligen Sumpf, so fühlt es sich an.

Ich will raus. Claire ist unendlich weit weg, zu ihr kann ich nicht. Aber ich will wenigstens lange genug raus, um nach Thompson Falls zu fahren und Taylor und Toyota zu sehen. Zu sehen, wie es ihnen geht, und vielleicht sogar zu erfahren, wie das Baby wirklich heißt.

Mehr will ich nicht. Es dauert nicht lange, und dann kann ich hierher zurück und meine Strafe ohne Bewährung absitzen. Wer weiß, was danach kommt, es ist mir ziemlich egal. Erfahrungsgemäß kann es immer noch weiter bergab gehen.

Taylor

Bailey ist gerade mal acht Wochen alt, und für so einen Winzling ist sie ein ganz schönes Schwergewicht. Mom sagt, das kommt von meiner Milch. Angeblich können Babys gar nicht zu dick sein, aber ehrlich, sie sieht aus wie ein kleines, rosiges Michelin-Männchen. Ganz zu schweigen davon, wie es sich anfühlt, sie in ihrem Autositz herumzutragen. Wer hätte gedacht, dass mit dem Muttersein eine Ausbildung als Bodybuilderin gleich dazu kommt.

Ich hänge mir den Henkel der Babyschale über den Arm und stütze das Gewicht mit meiner Hüfte. Bailey wacht auf, kaum, dass die frische Luft ihre Nase kitzelt, und gibt ein herzerreißendes Gähnen von sich.

Gott, sie ist ein kleiner Cherub. Ganz rosige Haut und strahlende Augen und winziges Näschen in dem runden Gesicht. Wer genau hinsieht, erkennt die Augen ihres Vaters, aber mir ist das egal. Sie ist mein Baby. Niemand sonst scheint genau genug hinzuschauen, denn noch immer ist die Frage, wer Baileys Daddy ist, ein Thema in der Familie, das mich langsam wirklich nervt.

„Guten Morgen, Baby“, säusle ich. „Schau mal, wo wir sind. Drück Mamma die Daumen, dass alles so läuft, wie ich es mir wünsche.“

Bailey rudert mit den Ärmchen, die in einer babyrosa Strickjacke stecken, als wollte sie sagen: Auf geht's, Mamma. Hol dir, was du willst!

In meiner Brust wird es ganz warm vor lauter Liebe für dieses kleine Mädchen.

Auf geht's, Mamma, sage auch ich mir. Zuhause halten mich alle für verrückt, aber ich will nicht auf sie hören. Ich mach das für Bailey. Ich kann nicht auf ewig zu Hause herumsitzen und das Kind meiner Eltern sein. Das Nesthäkchen, das mit allem davon kommt und von allen verhätschelt wird. Auch wenn sich das mit dem Verhätscheln ein bisschen gelegt hat, weil ich nicht sage, was sie hören wollen. Noch ein Grund, hier zu sein. Mit jedem Tag, den ich im Haus meiner Eltern verbringe, wächst meine Sehnsucht, für mich und Bailey ein eigenes Nest zu bauen. Aber dafür brauche ich zunächst mal einen Job.

Ich hätte diesen Schritt schon viel früher gehen sollen. Nach der Schule aufs College gehen oder so. Weit weg von Thompson Falls, erwachsen werden, mir etwas

Eigenes aufbauen. So wäre der normale Weg gewesen, aber hey, wir leben in Thompson Falls, und was anderswo normal ist, ist hier die Ausnahme. Normal ist hier, wenn ein Mädchen nach dem Highschoolabschluss zuhause bleibt, um auf der elterlichen Ranch mitanzupacken. Sicher, um die schwere Arbeit kümmern sich eher die Männer in der Familie. Dad und Parker und Travis. Aber auf einem Sattel bin ich ebenso zuhause wie sie, und wenn es darum geht, die Tiere zu versorgen, oder auch die Rindviecher auf zwei Beinen, dann habe ich mich nie davor gescheut, meinen Teil dazu beizutragen, dass alles auf der Ranch läuft. Wofür hätte ich denn einen Uni-Abschluss gebraucht, wenn alles, was ich mir für meine Zukunft vorstellen konnte, war, in Moms oder Amys Fußstapfen zu treten und die Frau meines Mannes zu werden? Nicht irgendeines Mannes. Von Kane. Ja, ja, das war dumm und naiv, ich weiß. Dabei kann ich nicht einmal sagen, ich war jung und brauchte das Geld. Denn klar war ich jung, aber Geld war in meiner Familie nie ein Problem. Ist es auch heute nicht, und genau aus diesem Grund traf mein Plan für den heutigen Tag nicht gerade auf Gegenliebe.

Die doppelflügelige Eingangstür zum Big Eddy's gibt unter meinem Druck nach. Obwohl es mitten am Tag ist, begrüßt mich sofort diese Stimmung, die so typisch ist für die einzige Bar Schrägstrich Diner Schrägstrich Pub Schrägstrich Versammlungshalle in unserer Stadt.

Dämmerlicht schwirrt durch den Gastraum, wird absorbiert von den dunklen Barmöbeln und den Wandpaneelen. Poster hängen an der Wand, die meinen Bruder als Weltmeister der Professional Bull Riding League zeigen. Die Playlist der Jukebox in der Ecke kenne ich, seit ich nicht viel älter war als Bailey, und der Geruch im Big Eddy's, eine Mischung aus Frittierfett, Bier und heißer Schokolade, umgibt mich wie eine kuschelige Strickjacke im Winter.

Nicht viele Leute sind in der Bar. Drei Männer in einer der Tischnischen am Fenster. Trucker auf der Durchreise, nehme ich an, und Eddy natürlich, der hinter der Bar steht, Gläser poliert und den Blick auf den Fernseher gerichtet hält, wo irgendeine Sportreportage übertragen wird.

Als das Knarzen der Tür mein Eintreten verrät, blickt er auf. Ein Lächeln zupft an seinen Lippen.

„Na, wenn das nicht Mamma-Taylor mit Baby-Bailey ist. Schön, euch zu sehen, Ladies. Kommst du zu Onkel Eddy, um endlich mal ein anständiges Frühstück zu bekommen? Hat Bonnie verlernt, wie man richtige Spiegeleier macht?“ Bonnie ist meine Mutter, und ehe die verlernt, wie man richtige Spiegeleier macht, friert die Hölle zu. Eddy weiß das, aber die beiden necken sich, solange ich denken kann, über die Frage, wer von ihnen der bessere Koch ist.

Ich lass mich von Eddy auf die Wange küssen, stelle Baileys Maxi Cosi auf der Bar ab und löse die Sicherheitsgurte, um mein Baby zu befreien. Obwohl sie gerade erst aufgewacht ist, gluckst sie vergnügt. Kleine Spuckebläschen blubbern über ihre Lippen. Gott, allein bei dem Gedanken, sie künftig jeden Tag mehrere Stunden am Stück allein zu lassen, wird mir ganz flau im Magen. Aber ein großes Mädchen muss tun, was ein großes Mädchen tun muss, und eigenes Geld verdienen gehört dazu. Dass der brummige Barbesitzer ebenso vernarrt in meine Tochter zu sein scheint wie ich, macht es irgendwie leichter.

„Willst du sie mal halten?“, frage ich und strecke sie ihm entgegen. Obwohl sie mittlerweile ihr Köpfchen allein halten kann, stütze ich ihren Nacken.

Eddy strahlt, als wäre er ein Bär und hätte gerade den größten Honigtopf von allen gefunden. Mit einer Vorsicht, die bei dem riesigen Kerl fast grotesk wirkt, nimmt er mir meine Tochter aus dem Arm. „Jetzt kann dich aber niemand mehr bedienen. Ich hab die Hände voll.“

„Dann brauchst du eine Kellnerin für die Tagesschicht. Es kann doch nicht sein, dass du bis in den Nachmittag den Laden hier ganz allein schmeißen musst. Küche, Bar, Bedienen, du bist auch nur ein Mensch.“

Als würde er den Braten riechen, einen ziemlich angebrannten Braten wohlgemerkt, rückt sein Blick von meiner Tochter und fixiert mich. Das Lächeln verschwindet, stattdessen furcht eine Falte seine Stirn.

„Kann es sein, dass du mich in eine Falle gelockt hast?“

Ich setze mein unschuldigstes Lächeln auf und hebe die Schultern. „Es gibt dich, den Supermarkt, den Eisenwarenhändler und die Tierklinik. Die Auswahl, wenn man einen Job braucht, ist in dieser Stadt nicht gerade riesig. Aber zu dir bin ich als Erstes gegangen“, schiebe ich schnell nach. Schließlich soll er nicht denken, er sei eine Notlösung.

„Was ist, gibt es auf der Monahan-Ranch nicht mehr genug Arbeit? Dabei habe ich letztens erst gehört, dass dein Bruder nach Hilfsarbeitern sucht, weil dein Dad nicht mehr so gut zu Fuß ist, seit der Sache mit seinem Rücken.“

Die Sache mit seinem Rücken war ein Bandscheibenvorfall, der meinen Dad im vergangenen Winter ganz schön zugesetzt hat. Zwar macht er immer noch brav die Übungen, die ihm die Physiotherapeutin einmal die Woche zeigt, aber Fortschritte macht er nur quälend langsam. Das wiederum macht ihn noch brummiger als sonst. Und da River die meiste Zeit an der Uni ist, kommen Travis und Parker regelmäßig in Bedrängnis. Von den Hilfscowboys, die in der Hochsaison anheuern, um beim Treiben, Einfangen und Brennen zu helfen, sind nur noch zwei da. An allen Ecken und Enden auf der Ranch ist ersichtlich, dass zu viel Arbeit für nur acht Hände ansteht, dabei ist die Saison noch lange nicht zu Ende. Auch im Herbst gibt es reichlich zu tun. „Als ob die mich an das schwere Gerät lassen würden.“ Ich schnaubte. Hey, das ist Thompson Falls, will ich Eddy entgegenschleudern. Wir leben hier quasi im vorletzten Jahrhundert. Da können die Worte Frauen und Kettensäge nicht einmal im selben Satz genannt werden.

„Du willst also wirklich hier kellnern?“ Als würde ihm Bailey plötzlich zu schwer werden, legt er das Baby in die Schale auf dem Tresen. Sobald seine Hände frei sind, kratzt er sich den Nacken. „Ich weiß nicht, Taylor. Warum? Du hast doch bei euch zu Hause alles, was du brauchst. Das hier ist eine Kneipe. Nicht wirklich die richtige Welt für eine frischgebackene Mamma.“

„Ich brauche den Job, Ed. Klar hab ich Zuhause alles, was ich brauche. Aber ich will mehr, verstehst du? Ich brauche mein eigenes Leben. Mein eigenes Geld. Ich will nicht zu meiner Mamma gehen müssen, wenn ich für meine Tochter neue Klamotten oder ein Spielzeug kaufen möchte. Ich bin für Bailey verantwortlich, und ich will dieser Verantwortung auch nachkommen. Alleine.“ Dass mein Ziel noch viel höher reicht, sage ich ihm nicht. Eine eigene Wohnung, auf eigenen Beinen stehen. Er wäre entsetzt. Hat man sowas schon gehört? Die alleinstehende Tochter eines erfolgreichen Ranchers in einer winzigen Wohnung in der Stadt, anstatt Zuhause zu helfen? Das klingt fast so unmöglich, wie die alleinstehende Tochter eines erfolgreichen Ranchers, die ungewollt schwanger wird, und nicht einmal zu wissen scheint, wer der Vater ist.

„Genau dafür gibt es Unterhaltszahlungen, Kleines. Kein Mensch versteht, warum du den Kerl deckst, der dir das hier angetan hat.“ Beinahe verschämt nickt er auf Bailey hinab. „Er hat auch Verantwortung. Wir würden ihm schon einheizen, bis er sich daran erinnert, dass er Frau und Kind hat. Warum sagst du niemandem, wer er ist?“ Ich bin sicher, Ed meint es nicht böse, dem Muttertier in mir ist das allerdings reichlich egal. Er sagt das hier und meint meine Tochter. In mir haben sämtliche Sicherungen gleichzeitig einen Kurzschluss.

„Niemand hat mir irgendwas eingebrockt!“, schnappe ich zurück. „Bailey ist kein das hier. Sie ist meine Tochter. Und wer ihr Vater ist, geht nur mich und sie etwas an. Ich hab dich nach einem Job gefragt, Ed. Aber wenn du mir statt Arbeit nur Ratschläge geben willst, bin ich hier nicht an der richtigen Adresse. Vielen Dank!“

Meine Finger zittern, als ich die Gurte in der Babyschale wieder über die Schultern meiner Tochter fädle und zuhake. Ich will raus hier, dabei weiß ich gar nicht, welches raus ich meine. Eddys Bar? Thompson Falls? Mein Leben? Ich war verliebt, zum Teufel noch mal! Ich habe einen Fehler gemacht, okay? Einen einzigen, dummen, naiven Fehler, aber das, was daraus entstanden ist, kann ich nicht bereuen. Bailey ist wunderbar. Sie ist mein ganzer Stolz, aber natürlich habe ich mir mein Leben anders vorgestellt. Mit nicht einmal zweiundzwanzig Jahren alleinerziehende Mutter in einem verschlafenen Nest in Montana zu sein, war nie der Plan.

„Jetzt warte doch“, hält Eddy mich zurück. „Ich kann wirklich noch Hilfe gebrauchen. Aber nicht tagsüber. Für die paar Gestalten, die es vormittags hier hereinweht, lohnt sich das kaum. Aber am späten Nachmittag und dann abends, wenn die Dinner Gäste kommen und vor allem die Trinker. Da kommen wir immer wieder ganz schön ins Schwimmen.“

Weil ich weiß, was ein Friedensangebot ist, wenn ich eines bekomme, bleibe ich stehen. Ein Nachtjob war nicht das, was ich vor Augen hatte, aber im Grunde ist es gar nicht so schlecht. Ich kann Mom oder Amy fragen, ob sie nachts auf Bailey aufpassen. So habe ich immer noch die Tage mit meiner Tochter. Schlaf ist ohnehin überbewertet. Wenn ich eines gelernt habe, in den Wochen seit Baileys Geburt, dann das. Und wenn ich genug verdient und gespart habe und wenn Bailey etwas älter ist, finden wir eine neue Lösung, die mich meinem Ziel näher bringt. Ich muss einfach einen Schritt nach dem anderen gehen.

„Ich muss Mom fragen, ob sie mir die Kleine abnehmen würde für die Zeit. Von wann bis wann reden wir denn?“ Auf Mom als Babysitter zurückgreifen zu müssen, bringt mich einer eigenen Wohnung zwar nicht näher, ist aber immerhin ein erster Schritt auf dem Weg zur Unabhängigkeit.

„Von fünf Uhr nachmittags ungefähr, bis wir schließen. Um Mitternacht herum meist. Und Taylor, nur Trinkgeld, ein Festgehalt kann ich mir nicht leisten.“

„Danke, Eddy.“ Ich meine es ernst. Es ist nicht das, was ich mir gewünscht habe, aber Wünsche spielen hier gerade keine Rolle. Eddys Angebot ist das, was ich bekomme. Von hier muss ich weitersehen.

Ryker

Es ist dunkel geworden, als der Truck, der mich vor den Stadttoren von Butte aufgelesen hat, bei dem Holzhändler vor den Toren der Stadt einbiegt. Er bremst hart. „Raus mit dir“, sagt der Fahrer. „Da vorne kann ich dich nicht mit reinnehmen.“ „Danke“, murmele ich und sammle meine wenigen Habseligkeiten aus dem Fußraum. Ein fast leerer Rucksack und mein Handy. Die paar Scheine, die man mir bei meiner Entlassung ebenfalls wieder ausgehändigt hat, stecken in meinem Schuh. Wer lebt wie ich, wird vorsichtig.

„Was willst du eigentlich in diesem Kaff?“, fragt er und wirkt dabei nur mäßig interessiert.

Dass ich Das weiß ich noch nicht so genau antworte, hört er vermutlich nicht mal. Ich schaffe es gerade so, aus dem Führerhäuschen zu springen, da fährt er schon wieder an und lässt mich in einer Staubwolke stehen.

Staubwolke.

Thompson Falls, ein Nest, in dem sich nie etwas ändert. Nicht mal das Wetter. Acht Wochen sind vergangen, und es ist, trotz der hereinbrechenden Nacht, fast genau so heiß wie Mitte Juli.

Ich erinnere mich an die Bar, die damals geschlossen war. Jetzt dürfte dort ein bisschen was los sein. Ich weiß nicht genau, was ich mir davon verspreche, dort reinzugehen, außer, einige meiner kostbaren Dollars loszuwerden. Aber ich habe Hunger, das Frühstück im Knast, meine Henkersmahlzeit, ist lange her. Ich bin das ganze Stück von Helena bis Butte gelaufen, erst dort hat mich dieser Laster mitgenommen. Mein Magen hängt mir in den Kniekehlen. Die Colaflasche, die ich zuletzt kurz vor Butte an einem Fluss mit Wasser gefüllt habe, ist auch wieder leer. Aber ein Teil von mir hofft auch, irgendwie herauszufinden, wo ich Taylor sehen kann. Und zwar auf eine Weise herauszufinden, die nicht gleich Alarmglocken schrillen lässt. Hier kennt jeder jeden. Verflucht, nach allem, was ich über diese Kleinstädte im Wilden Westen weiß, müsste hier jeder mit jedem verwandt sein. Die Menschen hier achten aufeinander. Die würden einen wie mich auf keine zwanzig Schritte an Taylor herankommen lassen, wenn sie glauben würden, ich will was von ihr, und das zu Recht.

Dabei bin ich im Leben nicht so Größenwahnsinnig, etwas von ihr zu wollen. Ich mag ein Loser sein, aber bekloppt genug, zu glauben, für eine Frau wie Taylor könnte ich jemals gut genug sein, bin ich auch nicht. Alles, was ich will, ist sehen, ob mit ihr und Toyota alles okay ist. Mehr nicht. Ganz sicher nicht. Himmel, sie ist eine junge Mom. Vermutlich ist sie verheiratet, auch wenn mir damals nicht entgangen ist, dass niemand davon sprach, ihrem Mann Bescheid zu sagen. Einen Ring hat sie auch nicht getragen, das wäre mir aufgefallen. Was mich durchaus verwundert hat, hier, an diesem Ort. Ich hätte gedacht, dass in dieser Stadt ein Reverend der alten Schule mit Argusaugen darüber Wache hält, dass kein uneheliches Kind in seinem Hinterwäldlerdorf das Licht der Welt erblickt.

Ich schultere den Rucksack und mache mich auf den Weg, die letzten Schritte Richtung Stadt. Noch einmal taucht die Straße in Dunkelheit. Aber wie ein Licht am Ende des Tunnels kann ich nach der nächsten Biegung die Leuchtreklamen der Bar sehen. Mein Magen ist begeistert, und meine Schritte werden schneller.

Die Bar empfängt mich, wie ich es mir vorgestellt habe. Kerle in Jeans, Karohemden und Cowboyhüten bevölkern die Theke, hinter der ein bärenhafter Kerl ein Bier nach dem anderen zapft. Eine junge Kellnerin rennt wie eine Besessene, um alle Wünsche zu erfüllen. Der Dicke scheint der Wirt zu sein, nach dem der Laden benannt ist. Der Geruch nach altem Frittierfett und Hotdogs umwabert alles und jeden. An den Tischen sitzen erstaunlich viele Pärchen und sogar zwei kleine Familien, obwohl es ein Wochentag ist. Auch wenn es bei meinem ersten Besuch in der Stadt ganz anders ausgesehen hat, scheint Thompson Falls bei aller Beschaulichkeit ein florierendes Fleckchen Erde zu sein.

Mein Eintreten sorgt für ein paar neugierige Blicke. Aber entweder erkennt mich niemand, oder es ist keiner von denen hier, die damals ein bisschen zu spät Taylors Auto umschwärmten. Ich lasse mir ein Bier geben und trinke es schweigend.

„Ich kenn dich“, sagt dann einer.

Ich hebe eine Braue. Sollte er bei Toyotas Geburt dabei gewesen sein, erkenne ich ihn nicht wieder.

„Ne Weile her“, sage ich, ohne mich festzulegen. Besser, man ist auf der Hut.

Der Wirt wischt mit einem Tuch über den Tresen. „Ich hab dich hier noch nie gesehen“, brummt er und wirft dem, der mich angesprochen hat, einen warnenden Blick zu. Scheinbar habe ich es mit dem Stadtraufbold zu tun. Na, das passt, ich sag ja immer wieder, dass ich die Scheiße anziehe, wie die Fliegen. Oder wie auch

immer das idiotische Sprichwort geht.

Ein anderer schlägt dem Ersten auf die Schulter und grinst. „Lass ihn in Frieden sein Bier trinken, und wenn er reden will, wird er es schon tun.“

Der Erste schnaubt in sein Glas hinein. Die Kellnerin bringt einen Bon, der Wirt kehrt an seinen Zapfhahn zurück. Eine robust aussehende Frau, die in der Küche arbeitet, schiebt zwei Teller mit Hamburgern und Pommes in die Durchreiche.

„Roxanne, abholen, wird kalt!“, schreit sie.

Die Kellnerin flucht, steckt ihren Schreibblock in die Hosentasche, lässt eine Kaugummiblaste knallen und greift nach den Tellern.

„Hier ist aber gut was los“, sage ich.

„Willkommen im Big Eddy's, dem besten Haus am Platz“, grinst der Wirt und schiebt die gefüllten Biergläser auf Roxannes Tablett.

„Dem einzigen Haus am Platz“, murmelt Raufbold.

„Wenn du Streit suchst, geh nach draußen“, sagt Eddy. „Ich will keine blutigen Nasen hier drin haben.“

Und ich dachte immer, in solchen Städtchen geht es harmonisch zu. Ich bestelle mir auch so einen Hamburger und lasse mich vom Barhocker gleiten, um zur Toilette zu gehen. Der einzige Ort, wo ich ein paar Scheine aus meinem Schuh ziehen kann, ohne Aufsehen zu erregen.

„Hältst du mir den Platz frei?“, frage ich den Raufbold.

„Ich bin nicht dein Kindermädchen“, knurrt er zurück.

„Hab nicht behauptet, dass du es wärest.“ Ein Teil von mir will ihn provozieren. Will, dass er zuschlägt, sehnt den Schmerz herbei, der dann für einen Augenblick die Leere hinter der Brust verdrängt, und im Abgang Wut hinterlässt. Aber wenn ich diesem Drang nachgebe, hätte ich mir den Weg hierher auch sparen und direkt in Helena bleiben können.

Zum Glück kommt mir Eddy zu Hilfe. „Tom, wenn du schlechte Laune hast, verzieh dich“, brummt er, und dann, an mich gewandt: „Ich seh zu, dass sich keiner hinsetzt. Ignorier den da.“

„Ignorieren, he?“, erwidert Tom angriffslustig.

Noch einmal regt sich die Dunkelheit in mir. Ehrlich, ich bin keiner, der vor einer gepflegten Schlägerei zurückschreckt. Die letzten beiden Monate wären ganz anders verlaufen, wenn ich nicht ein Paar locker sitzender Fäuste hätte. Aber Streits vom Zaun zu brechen, nur weil einem langweilig ist oder die Stimmung mies, das ist etwas, das ich noch nie verstanden habe. Ich finde immer genug ehrenhafte Gründe, mich zu prügeln. Oder sie finden mich. Oder was auch immer.

Mit den Scheinen in der Hosentasche kehre ich zurück. Tom ist nicht mehr da, dafür sind an seine Stelle zwei neue Gäste getreten. Vermutlich hat Eddy einen Schlusstrich gezogen, es geht mich nichts an. Als ich mich meinem Platz nähere, erkenne ich die beiden Neuankömmlinge. Beide waren vor acht Wochen mit am Auto.

Der eine blickt auf, als ich mich auf meinen Hocker schiebe, und seine Miene erhellt sich. Den kenne ich nicht nur von Toyotas Geburt, sondern sein Gesicht schaut auch von so ziemlich jeder Fläche dieser Bar in den Raum herein. Überall kleben Poster von ihm, vorzugsweise sitzt er dabei auf Bullen, deren Eier unter gut drei Tonnen Muskelmasse baumeln. Oh toll, Marshall, denke ich mir bei dieser Erkenntnis. Wenn es jemals einen Moment gegeben hat, dein Temperament im Zaum zu halten, um einer Schlägerei aus dem Weg zu gehen, dann ist es dieser hier. Gegen einen Kerl, der es mit acht Zentnern Bullenmuskeln aufnimmt, ziehst du ganz sicher den Kürzeren.

„Ja was sehen denn meine trüben Augen da?“ Der Bullenreiter grinst mich breit an

und hebt sein Glas. An seinem linken Ringfinger blinken mehrere Karat Weißgold. Irgendwie ist ein harter Cowboy, der offen seinen Trauring trägt, ziemlich niedlich. Ich hebe mein eigenes Glas. Mein Burger taucht in der Durchreiche auf.

„So sieht man sich wieder“, sage ich, als Eddy den Teller vor mich hinstellt.

„Hab ich dir damals gesagt, was für tolle Arbeit das war?“, fragt er.

„Ich glaube nicht, aber das musstest du auch nicht, das wusste ich selber.“

Er lacht, dabei ist das mein verfluchter Ernst. Ich hab nicht vieles, worauf ich stolz bin, das macht das, was ich bei der Geburt von dem kleinen Mädchen erlebt habe, so kostbar.

Eddy wischt wieder an seinem Tresen herum. „Welche Arbeit? Hatte Tom doch recht und er hat dich hier schon mal gesehen?“

„Warst du schon öfter hier?“ Der Cowboy streckt mir seine Hand entgegen, die ohne den Ring, und beendet damit Eddys Fragenspiel. „Travis, übrigens.“

„Ryker.“

„Stimmt, Taylor hat nach dir gefragt. Wo ist Ryker, wollte sie wissen. Sie war ziemlich niedergeschlagen, als ich sagte, du hättest dich aus dem Staub gemacht.“

Ein Gedanke stürzt über mich herein. Kann es sein, dass dieser Travis mit Taylor verheiratet ist? So stolz, wie er diesen Ring herumträgt? Soll das der Kerl sein, der das Baby, dem ich auf die Welt geholfen habe, jede Nacht in den Schlaf schaukeln darf? Soll das der Kerl sein, der gut genug ist, Taylor zu halten und zu küssen? Aber was macht der dann hier, sollte er nicht zuhause sein? Ich zumindest wäre dann zuhause, um jede Sekunde zu genießen, die sie mir schenkt.

Zuletzt dringt zu mir durch, was er gesagt hat: Niedergeschlagen war sie. Nach mir gefragt hat sie. Aus irgendeinem Grund beschert mir das ein ganz warmes, weiches Gefühl im Bauch. Licht, Sonne. Eins von den Gefühlen, von denen ich mein ganzes Leben lang zuwenige hatte. Normalerweise wird in meinen Bauch nur reingetreten, weil ich mal wieder die Fäuste nicht unten halten konnte und um mich geschlagen habe.

„Wie geht es ihr?“, frage ich und bemühe mich, einen nicht zu interessierten Ausdruck aufzusetzen, während ich in meinen Burger beiße. Saft rinnt mir zwischen die Finger, und verdammt, das ist vermutlich der beste Burger, den ich je gegessen habe.

„Taylor? Prächtig. Und ehe du fragst, Bailey auch.“

„Bailey?“

„Das Baby.“

Sieh an. Toyota hat einen Namen. Ich kann nichts gegen das Lächeln tun, das sich auf meinen Lippen ausbreitet, zusammen mit dem Fett aus Eddys Burger.

„Kannst du sie von mir grüßen?“

„Kann ich gerne machen, wo bist du denn abgestiegen?“

„Abgestiegen?“

„Du bleibst doch in der Stadt, oder? Also wenigstens ein paar Tage? Hierher kommt man nicht aus Versehen.“

Nicht immer, denke ich. Aber wenn, dann muss man aufpassen, dass man nicht im Straßengraben mit einem Toyota und einer gebärenden Frau landet. „Es gibt hier sowas wie ein Hotel?“ Gedanklich zähle ich die Scheine im Schuh..

„Klar, am anderen Ende der Stadt.“

„Eigentlich bin ich nur auf der Durchreise.“

„Und wohin?“

Mist, jetzt hat er mich. Was soll ich sagen? Zurück nach Helena, mein Jahr für Tötlichkeit absitzen? Ich solle mir einen Job suchen und einen festen Wohnsitz, klingeln mir die Worte von Reverend Blackpool in den Ohren. Job. Gutes Stichwort.

„Kanada, vielleicht“, sage ich unverbindlich. „Irgendwo, wo es um diese Jahreszeit Arbeit gibt.“

Er wird ernst, zum ersten Mal während dieses Gespräches grinst er nicht.

Stattdessen betrachtet er mich mit neugewonnenem Interesse. „Du suchst Arbeit?“

„Wer sucht die nicht?“

„Guter Punkt. Was kannst du denn?“

Ich muss lachen. „Bullenreiten kann ich nicht.“

Das Grinsen ist zurück. „Der geht an dich. Wir reiten die aber hier selten. Ich kann dir gern zeigen, wie es geht, aber im Grunde braucht mein Dad eher einen, der auf der Ranch hilft, statt sich tottrampeln zu lassen. Mein kleiner Bruder ist vor ein paar Tagen an die Uni zurück, und seither geht alles drunter und drüber, weil die meisten Saisonkräfte sich auch schon verpisst haben und wir zu viert Arbeit für zehn machen müssen.“

„Und du glaubst, ich kann für sechs arbeiten?“

Er legt den Kopf schief. „Vielleicht nicht sechs, aber zwei traue ich dir zu. Kannst du reiten?“

Da geht es schon los. Ich hab als Kind ein paarmal auf einem sattellosen Pferderücken gesessen, weil Claires Vater ein Pony auf der Koppel stehen hatte. Doch dieses kurze Glück habe ich mir ebenso gründlich versaut wie alle anderen guten Dinge, die in meinem Leben jemals existiert haben.

„Nicht wirklich.“

„Aber du hast keinen Schiss vor Pferden?“

Wer immer wieder die Hölle erlebt, hat vor kaum noch was Schiss. Ich sage nichts, aber ich nehme an, mein Blick spricht Bände.

Er hebt eine Faust, sieht mich an, spreizt den kleinen Finger ab und zeigt mit der anderen Hand darauf. „Kälber zusammentreiben und für die Auktionen vorbereiten.“ Der Ringfinger mit dem Ehering gesellt sich dazu. „Heu einbringen, das ist momentan wirklich dringend. Dazu nehmen wir einen Traktor, kannst du fahren?“

Ich nicke. Immerhin hat er nicht gefragt, ob ich einen Führerschein habe. Also muss ich nicht mal lügen. Auch ohne Führerschein kann ich so ziemlich alles fahren, egal ob mit zwei, vier oder sechs Rädern.

Der Mittelfinger. „Feuerholz. Sowohl für Eigenbedarf als auch zum Verkauf.“ Der Zeigefinger. „Zäune kontrollieren, zur Not reparieren. Dabei kann man schon mal eine gewischt bekommen.“

Ich nicke langsam. Noch immer hat er mich nicht nach einem Führungszeugnis oder Ähnlichem gefragt. Soll das heißen, ich krieg in diesem Nest einen Job, bei dem keiner fragt, wer der Schwerverbrecher ist, den sie sich ins Nest legen?

Der Daumen. „Keine Widerworte an meine Mom, die hat das Sagen. Wer widerspricht, fliegt raus.“

Der Burger schmeckt immer besser. „Ich hab aber kein Zimmer hier“, gebe ich mit vollem Mund zu bedenken.

„Jeder Hilfsarbeiter auf der Ranch kriegt ein Zimmer über dem Pferdestall. Es riecht zwar nach Pferdeäpfeln, und ehe du fragst, die haben dasselbe Aroma wie Ammoniak, aber wie schlimm der Gestank ist, liegt an dir und daran, wie oft du gewillt bist, den Stall auszumisten.“

„Sehr witzig.“

„Wie gesagt, es sind derzeit nur zwei andere da. Das heißt, fünf leere Zimmer. Du hast also die Wahl. Wenn du willst, kannst du an jedem Wochentag in einem anderen Raum schlafen. Oh, und eins noch.“

„Du hast keine Finger mehr übrig.“ Ich zeige auf seine noch immer erhobene Hand mit den aufgefächerten Fingern.

Er grinst. „Dumme Sprüche bringen dich bei uns nicht weiter. Das eine, was noch wichtig ist: Die Finger weg von meiner kleinen Schwester. Haben wir uns verstanden?“

Das kann ich ihm leicht versprechen. Das letzte, was eine brave, wohlerzogene, perfekt kochende, jeden Sonntag zur Kirche gehende Rancherstochter in Montana braucht, ist ein Rowdy und Schläger aus dem Süden, den es irgendwie in diese Gegend verschlagen hat, weil er sehen wollte, was aus einem Baby geworden ist. Travis' Angebot ist so ziemlich hundertfünfzig Mal besser als alles, was ich erwarten durfte, als ich mich entschied, hierher zu kommen. Und wenn es nur ein paar Tage hält. Wer weiß, vielleicht erhasche ich sogar tatsächlich in der Stadt ganz unverfänglich einen Blick auf Taylor und Baby-Bailey.